

Der Glaube ist ein Blindenstock

Kirche im Tastschritt

Innehalten – oder: Verschwiegene Andacht

In einer der Aachener Innenstadtkirchen werden täglich Hunderte von Opferkerzen angezündet. An den vier dafür vorgesehenen Bildern und Statuen brennen hier gleichsam die Anliegen – ununterbrochen von morgens bis abends. Verschwiegen. Und fast immer ist jemand da – oder mehrere –, der in der Kirche verweilt: Stehend. Knieend. Umhergehend. Betend. Verweilend. Rastlos.

Seit ich das zum ersten Mal bewußt wahrgenommen habe, beeindruckt mich das immer mehr. Es sind Touristen, Ortsansässige, Fremde, Einkäufer, Junge, Alte ... Was sie verbindet: Sie sind unterwegs, Vorübergehende. Aber: Hier halten sie inne; hier steht jede Kerze für einen Wunsch, für eine Bitte, für einen Dank, für ein persönliches Anliegen. Damit Gott sehe. Und manche beten sich im Schutz der Kirchenmauern näher heran an den fremden Gott. Vielfach betretene Kirche: Und niemand nötigt zum Amen-Sagen.

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat einmal formuliert: „Kirche heute, so scheint es, ist ein Unternehmen zur Selbstverwaltung der Melancholie über die Unmöglichkeit der Kirche.“¹

Ich bin geneigt, ihm zuzustimmen; jedenfalls dann, wenn man die gängige Kritik an der Kirche von innen und von außen als Maßstab nimmt. Der Staub des Selbstzweifels und der schleichenden Resignation hat sich in vielen Ritzen des Bauwerkes „Kirche“ abgesetzt. Aber die vielen Kerzen, die brennenden Anliegen erheben Einspruch. Sie sprechen eine andere Sprache. Sie sind namenlose Gegen-Gründe. Schweigsam, aber wahr. Sie rufen Gott auf den Plan.

Wen soll man sonst anrufen im Disneyland der Selbsterlöser? Zu wem sonst gehen im Labyrinth der Lebensparzellierer? Manche Gespräche über die Gestalt und Zukunft der Kirche vergessen oder unterschlagen leicht eine fundamentale Dimension: In ihrem entscheidenden und sie prägenden Kern „hat“ die Kirche sich nicht selbst. Sie ist nicht vorrangig „für sich“ da. Kirche ist wesentlich Ek-klesia, Herausgerufene und Heraus-zurufende.

Herkunft und Zukunft: Nicht du trägst die Wurzel

Die Kirchenlehrerin und Karmelitin Teresa von Avila (1515–1582) schreibt in ihrer Selbstbiographie: „Wir können dem Brunnen kein Wasser geben, wenn seine Quelle versiegt ist. Hat er aber Wasser, dann dürfen wir nicht versäumen, daraus zu schöpfen.“²

¹ P. Sloterdijk (Hrsg.), *Mystische Zeugnisse aller Zeiten und Völker*. Gesammelt von M. Buber (Erstausgabe 1909 unter dem Titel *Ekstatische Konfessionen*). München ²1993, 26.

² *Sämtliche Schriften von Theresia von Jesu*. Bd. I: *Das Leben der Heiligen Theresia von Jesu*. Übers. von A. Alkofer. München, Kempten ³1994, 115.

Wenn man sich selbst als „die Quelle“ begreift und letztlich der Effektivität der eigenen Kräfte und Pläne allein alles zutraut, dann gerät die abhängige Herkunft der Kirche in Vergessenheit. Gespräche und Dialoge über die notwendigen Reformen der Kirche müssen in sich Raum haben und freihalten, in dem etwas Unvorhergesehenes passieren kann. Die Lebendigkeit von „Ruach“ – schöpferische Wirkmacht, Geistin Gottes – ist nicht konzeptionell zu erzwingen. Der Geist weht, wo er will, man weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht (vgl. Joh 3,8).

Der Winter in der (deutschen) Kirche und die Marginalisierung des kirchlich eingetauften Glaubens in weiten Teilen der Gesellschaft mögen zu mancher Unduldsamkeit oder Mentalitätsverhärtung verleiten. Aber mitten in dem unumgänglichen Wandlungsprozeß wäre das Bewußtsein dafür wachzuhalten, daß wir uns nicht mit dem Wein eigener Pläne berauschen sollen, sondern dafür empfänglich bleiben, vom Heiligen Geist erfüllt und belebt zu werden (vgl. Eph 5,18).

Eine tiefgreifende Re-Formation vom Ursprung her begänne damit, sich dem überraschenden, von uns selbst nicht einkalkulierbaren Wirken des Geistes zu öffnen und es nicht durch die eigenen Kontrollwünsche zu behindern. Eine solche Haltung wäre getragen von der Zuversicht: „Komm, Heiliger Geist, der Leben schafft,/erfülle uns mit DEINER Kraft“ (vgl. Gotteslob 241, 1). Es wäre auch die Einwilligung darin, daß sich die Kirche wesentlich als abhängig versteht. Das betrifft ihre Herkunft. Ein solches Selbstverständnis ist aber auch bestimmend für ihre Gestalt in der Zukunft.

Das paulinische Wort „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“ (Röm 11,18) hat in diesem Zusammenhang auch einen geistlichen Tiefensinn, der um das eigene Nicht-in-der-Hand-Haben, um die angenommene eigene Armut weiß. In der Zuversicht Edith Steins (1891–1942) ausgedrückt: „Ich denke, auf alle Fälle ist es ein sehr sicherer Weg, von sich aus alles zu tun, um ein leeres Gefäß für die göttliche Gnade zu werden.“³

Diese persönliche Einsicht hat auch grundsätzliche Bedeutung im Prozeß der Umgestaltung und des Wachstums der Kirche.

Selbstrücknahme: ... und muß nicht beten

Das Anzünden einer Opferkerze für ein persönliches Anliegen läßt als Symbolhandlung einen weiten Spielraum für ganz unterschiedliche Haltungen, in denen das geschieht. Der Dank hat ebenso Platz wie die Not. Das schweigende Verweilen vor Gott ist ebenso möglich wie ein Stoßgebet oder auch ein gänzlich unbenennbares Innehalten. Man wird nicht genötigt zu einer Ausrichtung der eigenen inneren Befindlichkeit, man „muß“ nicht beten. Reiner Kunze hat in einem Gedicht⁴ einmal geschrieben:

³ Edith Steins Werke. Bd. IX: *Selbstbildnis in Briefen. Zweiter Teil 1934–1942*. Druten, Freiburg 1977, 116.

⁴ R. Kunze, *gespräch mit der amsel. frühe gedichte – sensible wege – zimmerlautstärke*. Frankfurt 1984, 177.

PFARRHAUS
(für Pfarrer W.)

Wer da bedrängt ist findet
mauern, ein
dach und

muß nicht beten

Was hier für das „Pfarrhaus“ geltend gemacht und erhofft wird, zeigt auch eine Perspektive für die Kirche insgesamt auf im Prozeß des Übergangs: Die Tür öffnen für Passanten, Vorübergehende, Zufluchtsuchende; das Wegeleit nicht erzwingen wollen; sich über ein Wiederkommen freuen, es aber nicht fixierend einkalkulieren; Raum geben; frei lassen.

Im Ambiente der Freiheit der Kinder Gottes (vgl. Röm 8,21) lassen sich Kommen und Gehen ernst nehmen. „Kirche“ braucht man nicht mehr zuerst als einen Ort zu begreifen, den es gegenüber anderen zu verteidigen oder mit Platzanspruch durchzusetzen gilt. Gemeinsam mit anderen ist neu zu entdecken, worin das Vitale, Verlockende oder Herausfordernde dessen besteht, wofür die Kirche entstehen möchte:

„Ich – der Herr, dein Gott – werde für Israel dasein wie der Tau, damit es aufblüht wie eine Lilie und Wurzeln schlägt wie der Libanon. ... seine Pracht soll der Pracht des Ölbaums gleichen ...“ (Hos 14,6.7).

Gott ist unaufdringlich. „Wie der Tau“ ist er da. In seiner Gegenwart sollen alle wachsen und aufblühen können. Entsprechend geht es darum, echte Begegnungen zu suchen, deren weitere Entwicklung wirklich offen, weil unverfügbar ist. Kirchliche und pastorale Konzepte, die „etwas Bestimmtes“ von anderen wollen, stehen leicht in der Gefahr, zuletzt nur sich selbst bestätigen zu wollen, weil sie „den Anderen“, „das Fremde“, das selbst gerade noch nicht Gewußte oft nicht wahrnehmen oder zulassen. Wenn man sich hingegen Einsprüche oder Widersprüche der lebendigen Wirklichkeit gegenüber dem eigenen Konzept zu erlauben vermag, dann wagt man eine immer wieder gefährdete Form, in der Liebe zu bleiben. Es wäre eine Liebe, die auf Ver zweckungen („weil“, „damit“) und Bestimmungsansprüche („ihr müßt eigentlich“) verzichten kann. Eine solche Liebe ist zerbrechlich und bedroht. Denn sie „hat“ im eigentlichen Sinn keine Position mehr, die sie erklären, verteidigen oder durchsetzen könnte; sie ist von ihrem Wesen her arm, d.h. angewiesen. Sie bleibt empfänglich für den jeweils gegebenen Augenblick oder die zugemutete geschichtliche Stunde. Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) hat einmal formuliert:

„In der Liebe bleiben heißt, offene Augen bekommen, etwas zu sehen bekommen, was nur wenige sehen, nämlich die ausgestreckten bittenden Hände der anderen, die am Weg sind. ... Entscheidend ist, daß man sich dort, wo es ist, jederzeit von Gott unterbrechen lassen kann. Aber in der Liebe bleiben kann man nur unwissend.“⁵

⁵ Dietrich Bonhoeffer Werke. Bd. 11: Ökumene, Universität, Pfarramt 1931–1932. Hrsg. von E. Amelung u. C. Strohm. Gütersloh 1994, 425.

Wenn die Augen wirklich geöffnet sind, dann behindern keine Sichtblenden (der nur eigenen Vorstellung oder Option) mehr den Blick. In dieser Weite erschließt sich ein Raum voraussetzungsloser Begegnung und Anerkennung, in dem die Andersheit des Anderen (vgl. E. Levinas, J.B. Metz), die Fremdheit des Fremden gesucht wird, bestehen bleiben kann und gerade nicht „stört“. In einem solchen Raum kann man atmen, man kann darin frei leben und „muß nicht beten“ – und muß auch keine andere Eintrittsbedingung erfüllen.

Zuwendung: „Welches Leiden quält dich?“

Eine Kirche, die sich wesentlich als „unterwegs“ versteht und ihr eigenes Handeln aus dem Bild der „Pilgerschaft“ entwickelt, wird sich auch für die Freude und Angst, die Trauer und die Hoffnung derer interessieren, die mit auf dem Weg sind. Das ernstgenommene Bild von der „Peregrinatio“ („Pilgerschaft“; vgl. 1 Petr 2,11; Ps 39,13) weist alle fundamental als Suchende, als Menschen auf dem Weg, als Passanten aus und überwindet die voreilige Einteilung in Wissende und Nichtwissende, in Lehrende und Belehrte, in richtige und falsche Gehweisen. Mit diesem Selbstbild kann man nun – auf gleicher Ebene – neu hellhörig werden für das, was auf dem Wege auch belastet, wo Ziele aus den Augen verloren gehen und Hoffnungen zerbrechen.

Die Frage nach der wirklichen Not ist der Ernstfall für das behauptete Interesse am Anderen. Sie ist eine Geste absichtloser Zuwendung. Simone Weil (1909–1943) hat die wesentliche Dimension aller Zuwendung zum Anderen einmal auf die Formel gebracht: „Die Fülle der Nächstenliebe besteht einfach in der Fähigkeit, den Nächsten fragen zu können: ‚Welches Leiden quält dich?‘“⁶

Das ist nicht so einfach, wie es zunächst den Anschein hat. Es geht ja darum, all die eigenen Interessen, den beurteilenden Blickwinkel, den Habitus wissender Überlegenheit und die Präsentation unangemessener Lösungsschablonen lassen, loslassen zu können. Insofern wird die Frage „Wie geht es dir (wirklich)?“ durchaus schwer oder verhalten über die Lippen kommen. So betont Simone Weil ausdrücklich, daß es sich bei solcher Aufmerksamkeit um eine seltene Fähigkeit handelt; „sie ist beinahe ein Wunder; sie ist ein Wunder.“⁷ Im innerkirchlichen Dialog bedeutet dies, daß bei dem Ringen um eine zukunftsfähige Gestalt der Kirche auch die persönliche, pastorale oder theologische Not des Anderen ihr Recht hat. Sie muß eine ausdrückliche oder stille Gestalt annehmen können, die anders ist als die eigene.

Vermutete Befindlichkeitszuweisungen ausschließlich nach Ämtern und Rollen, Gruppierungen, Kategorien und Optionen führen schnell zu einer Gesprächslähmung oder zu einem Lobbyverhalten, bei dem in erster Linie die eigene Position durchzusetzen ist. Die Rede von der Not, der Sorge oder dem Leiden „der“ Basis, „des“ Amtes, „der“ Laien, „der“ Frauen, „der“ Priester usw. wird leicht zu einer Form der Verschanzung, hinter der das wirklich Gemeinte oft kaum mehr erkennbar wird. An die Stelle

⁶ S. Weil, *Aufmerksamkeit für das Alltägliche. Ausgewählte Texte zu Fragen der Zeit*. Hrsg. u. erl. von O. Betz. München 1987, 65 f.

⁷ ebd., 65.

eines echten, offenen und weiterführenden Dialogs tritt dann der Kampf um die Durchsetzung von Positionen. Es wird dann nur zu oft übersehen, daß sich manche Nöte, Fragen und Ohnmächte „quer“ zu den gewählten Einteilungen verhalten; daß sie nämlich hier u n d da vorkommen; daß diese u n d jene davon beunruhigt sind.

Das Leiden beim Anderen in der Tiefe wahrnehmen kann nur, wer seine eigene Not und seine eigene Angewiesenheit auf Erbarmen erfahren hat. Wer die tiefste Schwachheit bei sich selbst kennt, kann der Not des Anderen ohne Angst um sich selbst und ohne den Zwang, sie beheben zu müssen, Raum geben. Es ist ein freies, empfängliches Anblicken, das fragt: „Welches Leiden quält dich?“

„Dieser Blick ist vor allem ein aufmerksamer Blick, wobei die Seele sich jedes eigenen Inhalts entleert, um das Wesen, das sie betrachtet, so wie es ist, in seiner ganzen Wahrheit, in sich aufzunehmen.“⁸ Wenn wir es lernen, innerkirchlich in dieser Weise nach der Not des Anderen zu fragen, dann kann sich auch die Fähigkeit neu entwickeln, heutiges Leiden der Menschen in ihrer Lebensgeschichte wie in ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit ohne vorschnell urteilenden oder besserwissenden Blick zu erkennen.

Grundhaltung: Das eigene Leben Gott hinhalten

Das Innwerden der eigenen geistlichen Armut bedeutet die Anerkenntnis angewiesen zu sein; auf Gott angewiesen zu sein. Es ist die persönliche und kirchliche Einwilligung in die göttliche Zusage, daß SEINE Gnade ausreicht und an den Schwachstellen und Ohnmachtspunkten wirklich d a ß ist und wirksam wird. In solcher Armut und Verwiesenheit wird man ein betender Mensch. Wer betet, weiß um die Verdanktheit seiner Existenz. Wer betet, hält das Leben in allen seinen Facetten Gott hin. Schon der Psalmist ermutigt dazu: „Schüttet euer Herz vor IHM aus! Denn Gott ist unsere Zuflucht“ (Ps 62,9).

Es ist dabei nebensächlich, ob dieses tiefe Innwerden schweigend oder in Worten geschieht, ob es in dem Bruchteil einer Sekunde Raum bekommt oder in einer eigens geschützten Zeit, ob es mitten in Hektik und Streß plötzlich d a ß ist oder sich in einem allmählichen Prozeß erst entwickelt.

Wer betet, glaubt, daß er sich die leeren Hände nicht selbst füllen muß. Eine betende, sich öffnende Grundhaltung ist in einem ganz ursprünglichen Sinn frei; frei für die unbekannte und ungeahnte Wirkmöglichkeit des Heiligen Geistes:

„Komm, o du glücklich Licht, / fülle Herz und Angesicht, / dring bis auf der Seele Grund. / Ohne dein lebendig Wehn / kann im Menschen nichts bestehn, / kann nichts heil sein noch gesund“ (Gotteslob 244, 5.6).

Das Bewußtsein, vor dem Angesicht des lebendigen Gottes zu stehen, schließt die Bereitschaft ein, ein Hörender zu werden und sich etwas sagen zu lassen, was nicht „ich“ ist; es macht „DU“-bereit. Wenn Jesus sich an einen einsamen Ort begibt und betet (vgl. Mk 1,35; Mt 14,23 u.ö.), dann geht es auch bei ihm um den existentiellen Voll-

⁸ ebd., 66.

zug einer solchen Grundhaltung: vor Gott leer werden; sich von IHM her, der das Leben ist, erfüllen zu lassen.

Ob die Kirche „ein Unternehmen zur Selbstverwaltung der Melancholie über die Unmöglichkeit von Kirche“ (Peter Sloterdijk, s.o.) ist, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sie sich auf ihre ureigenen Quellkräfte besinnt, indem sie jene Offenheit und Leere, in die hinein Neues wachsen kann, riskiert. Wo alles voll und alles bedacht ist, da hat Unvorhergesehenes keinen Platz mehr. Wer auf die vielfältigen Krisenphänomene und Umbruchssymptome in der Kirche hauptsächlich durch Optimierungskonzepte personeller oder inhaltlicher Art reagiert, könnte sich selbst leicht dem Wandlungsprozeß entziehen. So ist aus gutem Grund an die paulinische Mahnung zu erinnern, daß „der Buchstabe tötet, der Geist aber lebendig macht“ (2 Kor 3,6).

Eine Kirche, die es wagte, von ihrer Mitte her auf eine ungewohnte Weise arm, leer, angewiesen zu werden, könnte manches Liebgewordene loslassen. Sie wäre einer allzu ängstlichen Selbstsorge entledigt. Ihr Bemühen um Zukunftsfähigkeit wäre mit Gelassenheit gepaart. Das ist durchaus schwer: „Wie einer, der den Karren bergaufwärts schiebt, so ist zu Gott unterwegs, wer seine Sorgen nicht abschüttelt und sein Streben nicht mäßigt.“⁹ Eine betende Grundhaltung ist zuallererst das bewußte Hinhalten des Lebens, des persönlichen wie des kirchlichen, vor Gott. Sie ist auch eine Form der Empfänglichkeit für das Unbekannte und Überraschende.

Zuversicht: Unterwegs mit der Heiterkeit des Herzens

Wenn die Touristen, Passanten und Einkäufer eine Weile in der Kirche verbracht haben – um zum Ausgangspunkt der Überlegungen zurückzukehren –, gehen sie weiter. Die angezündeten Kerzen widersprechen einer möglichen kirchlichen Melancholie. Sie stehen für tiefe Wünsche, für kleine und große Anliegen und für Nöte von Menschen, die unterwegs sind: in der Stadt und in ihrem Leben. Die Flammen der Kerzen flackern verschwiegen zum Adressaten Gott empor. Er möge sehen und hören. Er hören.

Kann die Kirche in ihrem tiefsten und leidenschaftlichsten Grundvollzug wirklich „mehr“ tun als in diesem Symbol des Anzündens einer Opferkerzen zum Ausdruck kommt? Das Leben Gott hinhalten. Ihm gleichsam entgegenbrennen mit allen Nöten und Hoffnungen, mit allen Ängsten und Freuden.

Wir werden in der Kirche noch manches aufgeben müssen, bis wir wieder nah an der Quelle sind, aus der wir glaubend leben, über deren Strom wir aber nicht verfügen. Dieser Prozeß des Lassens hat die schmerzhafteste Seite des Abschieds. Viele Umbrüche und Wandlungen stehen noch aus. Es wäre schon viel, die Übergänge ohne Häme und ohne Resignation mitgehen zu können: „Man wird sich ihnen [den Wandlungen und Übergängen] ergeben, immer wieder neu nahen, eigene Meinungen und Standpunkte aufgeben, je neu zuhören und zusehen müssen, damit sie für uns wahr werden. Und nur

⁹ Johannes vom Kreuz, *Worte von Licht und Liebe. Briefe und kleinere Schriften*. Vollständige Neuübertragung. Hrsg., übers. u. eingel. von U. Dobhan, E. Hense u. E. Peeters. (Sämtliche Werke Bd. II) Freiburg 1996, 117.

im Opfer, im Sich-begeben der eigenen Sicherheit, darin dem Geheimnis des Pascha Gottes nachfolgend (hilasterion), wird auch die hilaritas, jene höhere Heiterkeit, Weite und Weisheit des Herzens geschenkt, die nur dem Wissen um das Größere des Geheimnisses entspringen kann: hilarem datorem diligit Deus [Gott liebt den heiteren Geber; vgl. 2 Kor 9,7]“¹⁰

Die Überschrift zu diesen Ausführungen ist an einen Gedichtvers von Reiner Kunze angelehnt: „Das gedicht / ist der blindenstock des dichters“.¹¹

Das vertrauensvolle, auch unsichere Tasten nach dem zukünftigen Weg für die Kirche mag nicht ohne Innehalten und auch nicht ohne Umwege vonstatten gehen. Auch vor dem Stolpern oder vor dem Hinfallen ist niemand gefeit. Das Nach-Vorne-Tasten ist eine suchende Gangart. Aber die Verheißung gilt: „ER leitet sie voll Erbarmen und führt sie zu sprudelnden Quellen“ (Jes 49,10). In solcher Zuversicht wandeln – und sich wandeln lassen. Sie ist wie ein Leitstern durch die Nacht, wie ein Licht, das den unbekannten Pfad erhellt.

Werner Kallen, Aachen

¹⁰ E. Salmann, *Der geteilte Logos. Zum offenen Prozeß von neuzeitlichem Denken und Theologie*. Rom 1992, 502.

¹¹ R. Kunze, *ein tag auf dieser erde. gedichte*. Frankfurt am Main 1998, 81.